

Schwarzwohner treiben's bunt

Ein Hauch von Freiheit in der DDR: Junge Leute besetzten Häuser und bewahrten sie so vor dem Verfall. Dabei entstand eine ganz besondere Szene-Kultur.

Von KATJA BÜLOW

Ihre Wohnungen waren im Winter feucht und kalt, die Möbel oft aus leerstehenden Häusern in der Nachbarschaft zusammengesammelt. Eigene Duschen? Luxus! Viele von denen, die in der DDR zu den „Schwarzwohnern“ gehörten, haben im Nachwende-Deutschland ihren Weg gemacht. Sie sind heute Doktoren, Professoren, Künstler oder Manager. Aber wenn sie von damals erzählen, dann haben sie ein verschwörerisches Leuchten in den Augen.

In Dresden war es die Äußere Neustadt, die Besetzer anzog und später zur Keimzelle für die „Bunte Republik Neustadt“ wurde. Die Leipziger Szene versammelte sich in Connewitz. Und auch in Rostock gab es eine ganze Reihe illegaler Kommunen, in denen eine Lebenskultur jenseits der sozialistischen Alltagsnorm ihren Platz fand. Ende der 70er-, Anfang der 80er-Jahre rächte es sich, dass Altbauten in der DDR über Jahrzehnte hinweg vernachlässigt worden waren. Viele Häuser standen leer und verfielen zusehends. Auch gab es bei weitem nicht genügend freie Kapazitäten in den Neubaugebieten.

Peter Writschan (49), heute Stadtkonservator im Rostocker Denkmalpflegeamt, erinnert sich: „Wer nicht mindestens 35 war, musste verheiratet sein und ein Kind haben, um eine Wohnung zu bekommen.“ Als der Bauingenieur 1986 mit seinem Studium fertig war, stand er vor dem üblichen Dilemma: „Mit 27 Jahren hätte ich nicht einmal einen Platz in einem Ledigenwohnheim bekommen. Aber ich wollte doch nicht wieder zu meinen Eltern in die 2,5-Raum-Wohnung nach Lütten-Klein ziehen, um mir da auch noch mit meinen Brüdern ein Zimmer zu teilen!“



mal einen Balken oder kümmerte sich um bessere Wärmedämmung. Er war es auch, der irgendwann die Idee hatte, zu „Paintingpartys“ einzuladen. Jeder Gast sollte eine Idee mitbringen, wie man die kahlen Hausflure verschönern könnte. Farbe, alte Klamotten und Getränke für die gemeinsame Malaktion standen bereit. Anne Kellner lächelt etwas gequält: „Später kamen ständig irgendwelche fremden Leute rein, die sich alles mal ansehen wollten.“

Hof- oder Gewölbekeller-Feste erfreuten sich insbesondere im Sommer großer Beliebtheit in der Östlichen Altstadt. Klaus Blaudzun (51), heute Geschäftsführer des Instituts für neue Medien Rostock, berichtet

immer mehr ein Kultur- und Sozialzusammenhang“, meint Blaudzun. Gemeinsam Texte des Regimekritikers Robert Havemann zu lesen oder Musik der DDR-Punk-Band „Die Skeptiker“ zu hören – für ihn ergab all das eine buntere, lustbetontere Art zu leben, als er es zuvor kennen gelernt hatte. „Ich hatte ursprünglich eine Karriere an der Uni vor Augen, war politisch vollkommen integriert. Dass ich jemals etwas mit Subkultur zu tun haben würde, war gar nicht auszumachen.“ Er betont allerdings: „Ich bin lediglich in eine bestehende Kommune eingezogen. Wenn man selber eine Wohnung haben wollte, musste man Türen aufbrechen, Hausanschlüsse in Betrieb nehmen, sich als Verbraucher anmelden...“

Tricks, die nötig waren, um der illegalen Wohnsituation einen legalen Anstrich zu geben, wurden von Besetzergeneration zu Besetzergeneration weitergegeben. Anne Kellner schaffte es Ende der 80er-Jahre sogar, ihr Domizil in der Faulen Straße in den Ausweis eintragen zu lassen. „Irgend jemand hatte einen Untermietvertrag von irgendeinem ehemaligen Mieter, so dass ich mich als Unter-Untermieterin anmelden konnte.“ Einen schriftlichen Vertrag musste sie zu diesem Zweck nicht vorzeigen. Verena Kuhn, die für kurze Zeit in der Kommunalen Wohnungsverwaltung Rostock für die ebenfalls reichlich marode Kröpeliner-Tor-Vorstadt zuständig war, erinnert sich: „Es gab damals ein großes Durcheinander. Wir hatten gar keine aktuellen Belegungspläne für die Häuser, weil sich gerade in diesen schwierigen Vierteln kaum jemand ordentlich an und abgemeldet hat.“ Dass Gebäude illegal bewohnt wurden, sei meist nur per Zufall herausgekommen. Und auch dann sei erst ein Problem entstanden, wenn jemand anders dort einziehen wollte.

Kreative Gestaltung im Flur des besetzten Hauses Nummer 23 in der Rostocker Faulen Straße: vom Wortspiel „Jazz geht's los“ bis zur Militär-Kritik „Zu viel Panzer, zu wenig Gehirn“.
Fotos (3): Privat



Einst und heute: Klaus Blaudzun (51), ist heute Geschäftsführer des Rostocker Instituts für neue Medien. Mitte der 80er-Jahre schrieb der Germanist an der Universität Rostock an seiner Dissertation. Fotos (2): Bülow



Damals und heute: Anne Kellner (40) ist heute Geschäftsführerin des Lichtspieltheaters Wundervoll in Rostock. Ende der 80er-Jahre studierte sie Germanistik an der Universität Rostock.

„Wenn im Keller jemand Licht gemacht hat, hab' ich das durch die Fußbodendielen gesehen.“

Anne Kellner (40), die Ende der 80er-Jahre eine Wohnung in Rostock besetzte.

Wie ihm ging es vielen. Auch wer im Wohnheim ein Bett bekam, war damit nicht immer glücklich. Anne Kellner (40), heute Geschäftsführerin des Lichtspieltheaters Wundervoll in Rostock, erklärt: „Studentenwohnheim? Das fühlte sich gar nicht gut an. Das war einfach nicht lebendig.“ Noch immer denkt die promovierte Germanistin mit Grauen daran, wie es war, zu viert in einem Raum zu leben, mit regelmäßigen Zimmerkontrollen sowie einem Wachdienst an der Pforte, bei dem Besucher ihren Ausweis abgeben mussten. Die Alternative ihrer Wahl fand sich in Rostocks ältestem Viertel, der Östlichen Altstadt. Sämtliche Gebäude im Areal trugen damals den obligatorischen grau-beigen Einheitslook. Die Petrikirche stand noch immer ohne ihren Turmhelm da, der einst bei einem Bombenangriff zerstört worden war. Etliche leerstehende Häuser hatten neue, inoffizielle Bewohner gefunden – so auch die Faule Straße 23.

„Ich hatte die schlechteste Wohnung im ganzen Haus“, erzählt Anne Kellner. „Wenn im Keller jemand Licht gemacht hat, hab ich das durch die Fußbodendielen gesehen.“ An den Wänden prangten feuchte Flecken, die erst nach intensivem Heizen vorübergehend verschwanden. Und um zu verhindern, dass sich Schimmel bildet, mussten alle persönlichen Besitztümer regelmäßig bewegt werden. Obst- und Gemüseboxen wurden zu Bücherregalen, ein Wohnzimmerschrank, der nicht ins Zimmer passte, hochkant aufgebaut. Writschan reparierte als Bauingenieur den Schornstein, flickte die Dachrinnen, verstärkte hier und da

von einem Ritual, das jeder dieser Partys vorausging. Die „Grubenkuhmelken!“, so lautete der Schlachtruf. In der Grubenstraße, vor der alten Schnapsbrennerei Lehment, stand immer ein Kesselwagen. „Der brachte Hochprozentiges aus Wilthen. Wenn der Alkohol für die Brennerei abgepumpt worden war, blieb der Wagon immer noch über Nacht stehen. Die Reste, die sich im Laufe der Zeit am Boden des Kessels sammelten, haben wir abgezapft.“

Schwarz zu wohnen in der DDR, das hatte mit der Hausbesetzerzene des Westens wenig zu tun. „Man wollte einfach ein eigenes Dach über dem Kopf haben. Aber aus diesem ganz pragmatischen Ansatz wurde



Leser-Aktion zum Herbst '89

2009 und 2010 werden die Ereignisse vor 20 Jahren in Deutschland Ost und West im Blick der Öffentlichkeit stehen. Die Proteste in der damaligen DDR ermöglichten das Ende der deutschen Teilung. Die OSTSEE-ZEITUNG erinnert mit einer Serie an diese Zeit.

Liebe Leser: Welche Erlebnisse verbinden sich für Sie mit diesen Jahren? Was haben Sie auf Ihrer ersten Reise in den Westen – oder in

den Osten – erlebt? Wie sehen Sie die letzten 20 Jahre seit der friedlichen Revolution 1989?

Schreiben Sie uns, senden Sie uns Ihre Fotos oder Videofilme:

OSTSEE-ZEITUNG, Richard-Wagner-Straße 1a, 18055 Rostock, Stichwort: Wende; oder senden Sie eine E-Mail an: redaktion@ostsee-zeitung.de, Betreff Wende.

Writschan ist überzeugt, dass die Schwarzwohner mitgeholfen haben, den Verfall der Altstadt etwas aufzuhalten. „Gerade ältere Leute waren ganz froh, dass wir da waren, sonst wären solche Wohnungen ja möglicherweise an sogenannte ‚Problembürger‘ vergeben worden.“

Nur wenige, zaghafte Versuche soll es gegeben haben, dem von der Staatssicherheit genau beobachteten Treiben Einhalt zu gebieten. Von einem Lehrstudenten wird da berichtet, dem von der Leitung der Universität mit Exmatrikulation gedroht wurde, sollte er sich nicht von seiner „unsozialen, illegalen und abartigen“ Wohnweise verabschieden: Er müsse später einmal Vorbildfunktion für seine Schüler einnehmen. Klaus Blaudzun, bei dem der junge Mann damals Vorlesungen besuchte, hatte

ihm geraten, „er soll einfach darauf hinweisen, dass sein Lehrer auch so wohnt. Das hat geholfen.“

Viele der Rostocker Ex-Schwarzwohner lässt die Zeit bis heute nicht los. „Wir wären nicht die Gleichen, wenn wir das nicht erlebt hätten“, sagt Anne Kellner. Auch Peter Writschan glaubt, dass ihn die Faule Straße 23 stark geprägt hat: „Ich habe dort ganz viel ausprobiert, neue Musik und Literatur kennen gelernt. Ich war Techniker, andere Künstler oder Geisteswissenschaftler – das war ein gegenseitiges Geben und Nehmen.“ Klaus Blaudzun ist überzeugt, dass die Off-Kultur der Schwarzwohner genau dem entsprach, was ab Ende 1989 gefragt war: „Was da vorgebracht und vorgelebt wurde, empfinde ich als eine Art ästhetische Vorübung für die Wende.“